

# Der Spiegel.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Mode, Literatur, Kunst, Theater.

Zwanzigster Jahrgang.



Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittwe und S. Rosenthal.

1847.

Besth und Dfen, Mittwoch, 24. Februar.

16.

## Der Marswächter.

(Beschluß.)



Als der Gerettete erwachte, vergoldete die Sonne die Palmwipfel und Moes der reizenden Balearen, an denen der berühmteste Fürst von Barcelona vor sechshundert Jahren, nachdem er die Maurerherrschaft in Valencia u. hier auf den altberühmten Schleudererinseln gestürzt hatte, die schönste spanische Huerta, das aragonische Eden anlegte. — Silhouette rieb sich die Augen und wäunte, in der andern Welt erwacht zu sein, wobei ihm aber sogleich eine Gänsehaut über den ganzen Körper fuhr, weil sich seine christliche Seele nicht ganz von Sünden rein fühlte. An unseres Marswächters Bette stand voll sichtbarlicher Ungebuld der Kapitän gleich dem Todtenrichter Rhadamant u. fragte, als sich Silhouette die Augen genug gerieben hatte: „Freund, sind Sie im Stande aufzustehen?“ — „Kann ich nicht sagen . . . will erst probirt sein . . .“ brummte Silhouette. — „Wissen Sie, wo Sie sind?“ — „Warten Sie einmal . . . an Bord der Brigg, die mich auffischte.“ — „Gut; aber Sie halten meine Brigg auf.“ — „Wie so? . . . Ich kann mich selber kaum aufrecht halten und soll Ihr Schiff aufhalten? Ei, Spaß!“ — „Wenn Sie es nicht glauben wollen, so bliken Sie um sich. Wir liegen noch an derselben Stelle, wo wir Sie gestern an Bord nahmen.“ — „Kapitän, ich kann sagen, daß ich ein klein Bißchen vom Spanischen verstehe, doch das Ihrige

ist mir zu rund. Wasser habe ich genug geschluckt, aber dennoch wol nicht so viel, daß eine Brigg Gefahr ließe, davon zu schwere Ladung zu bekommen.“ — „Das wäre das Wenigste!“ antwortete der Kapitän verdrießlich. „Die Sache ist diese, daß unsere Sanitätsgesetze sehr streng sind. Wir sollen Niemand an Bord nehmen, wosfern wir uns zur Strafe nicht einer langen Quarantäne unterziehen wollen. Behalte ich Sie an Bord, so kommt meine Fracht zu spät an Ort und Stelle, und ich leide schweren Schaden. Ich habe Sie gerettet, jetzt seien auch Sie menschlich.“ — „Verstehe, verstehe!“ brummte Silhouette, dem die Haifischidee wieder durch den noch angegriffenen Kopf fuhr. „Ich soll wieder ins Wasser und damit mich die Haifische besser verbauen, haben Sie mich vorher gebraten! Die Haie und die spanischen Seewölfe sind Geschwister, sie machen beim Frühstück zuerst Komplimente u. schlingen hinterher desto derber. Nein, Kapitän, ich bin und bleibe an Bord, bis Sie mich ins Meer werfen lassen.“ — „Sie denken zu schlecht von der spanischen Gastfreundschaft! Wir liegen kaum eine Viertelstunde weit von der Küste; die Schaluppe schmuggelt Sie ans Land. Mit den Douaniers werden Sie hoffentlich fertig, wenn diese Sie etwa für eine lebendige Rolle Tabak halten sollten.“ — „Eher halten sie mich in Anbetracht meines rothen Körpers für einen gesottenen Krebs.“ — „Vom Ufer bis Port Mahon haben Sie kaum eine Stunde; dort wenden Sie sich an Ihren Konsul, der Sie repartirt.“ — „Das läßt sich hören, Kapitän! Also frisch ans Werk!“ — Nach einigem Taumeln war Silhouettes Gang wieder gut seemännisch schwebend geworden; auf dem Verdeck erholte er sich vollends. Nachdem er dem Kapitän die Hand gedrückt, ward er in der Schaluppe ans Land

gesetzt. Die Kapitän'sfrau, welche die Haut des verbrannten Toulouner Seewolfs in eine Scharlachuniform verwandelt hatte, war nicht zum Vorschein gekommen; für dies Partgefühl ließ Silhouette ihr noch besonders Dank sagen. — Als die Handelsbrigg wieder in See stach, las unser Freund auf der Rückseite mit großen Buchstaben: „San Antonia Malaga.“ — „Der heilige Antonius also hat mich auf's Trockene gebracht!“ brummte Silhouette; „ich hätte eher erwartet, der heilige Laurentius sei es gewesen, von wegen des Bratens bei lebendigem Leibe!“ — Denn seine Brandwunden schmerzten sehr.

Der erste Insulaner, den Silhouette traf und bei dem er sich wegen der Strafe nach Mahon erkundigen wollte, starrte ihn an, lachte laut auf und nahm schreiend die Flucht. „Boullangere! Boullangere!“ riefen die Bauern und hoben Steine empor, von denen dem armen Matrosen einer wie eine Flintenkugel hart am Ohre hinpfiß. — „Hurtig!“ brummte Silhouette, dem es sonst durchaus nicht ums Laufen war, „hurtig, Alter!... Bin ich nicht zum Märtyrer bestimmt? Erst soll ich gleich einer ungetreuen Ddaliske erlaufen, dann werd' ich wie der heilige Laurentius geröstet u. jetzt gar wie St. Stephan gesteinigt. Eine trostlose Geschichte!“ — Und unter Steinen und Flüchen lief er wie besessen, gelangte aber so auf dem schnellsten und kürzesten Wege nach Mahon, wo er barfuß und im Schwimmeranzuge unter dem Suchhe der Gassenbuben seinen Einzug ins französische Konsulat hielt. Nachdem der Konsul sich bei seines Landmanns Ddyssee köstlich erlustigt hatte, reparirte er ihn auf einem Schiffe von Agde, das am 27. Oktober in den Marseiller Hafen lief. Silhouette eilte nun nach Toulon, wo er auf dem Bureau des Neues am 30. desselben Monats erschien.

Hier traf der gute Ddysseus mehrere Offiziere, die mit ihm große Reisen gemacht hatten und ihm riethen, dem Admiral Baudin zu schreiben und ihm seine Abenteuer zu erzählen. Silhouette befolgte den Rath und trug den Brief eigenhändig zum Seepräfecten. Leider aber mußte er nach mehrstündigem Antichambriren dem Adjutanten sein Schreiben einhändigen. Aber in unsern Tagen glaubt nicht leicht Jemand mehr an Wunder und so erklärte der Offizier den Matrosen für einen Lügner und schickte ihn mit der Bemerkung fort: „Danken Sie Gott, daß ich Sie nicht als Ausreißer betrachte und als solchen behandle.“ — Wüthend rannte Silhouette zu seinen Bekannten, aber als ob sich alle verabredet hätten, wurde er nach Erzählung seiner Abenteuer regelmäßig als Großmaul betrachtet und gefragt: „Wahrhaftig? Und du bist nicht von den Hai'schen gefressen worden?“ Endlich nahm sich der Unterkommissär der Re-

vuen, Herr Cheillant, der ihn als braven Seemann seit Jahren kannte, seiner an, fürchtend, der arme Teufel werde verrückt, wenn dies so fortgehe. Durch ihn ward Herr Samson, der Generalmarinekommissär, von des Aremen Noth unterrichtet und dieser stellte dem Marinepräfecten die exzeptionelle Lage des ungesessenen, gebratenen, gesteinigten und jetzt zwischen Verhungern und Wahnsinn schwebenden Matrosen vor. So ward Silhouette unter Aufsicht auf die Gabarre La Dore gebracht, bis sich herausstelle, ob er ein Ausreißer oder ein ehrlicher Ertrunkener sei.

Ein Vierteljahr darauf traf der Verbalprozeß vom Tod des Matrosen Silhouette auf dem Revuembureau ein und ging von dort ins Marineministerium. Da man nun nicht wußte, was man mit einem in aller Form ertrunkenen Matrosen, der nicht gefressen zu sein behauptete, anfangen sollte, so erhielt derselbe seinen Abschied und die Freiheit, und kehrte nun fröhlich in sein Dorf und sein Elternhaus zu Mutter und Braut heim. — „Und hat sich auf der Stelle verheirathet?“ — „Holla, zugegriffen!“ rief es da; zwei Epaulettes glizerten im Laternenschimmer, die Ruder kamen in Bewegung und ich hatte Mühe, mich ans Land zu retten. So war ich denn um das Ende von Silhouettes Geschichte auf die schändeste Weise geprellt worden.

Einige Wochen darauf war ich in der Kapelle von Notre-Dame-de-la-Garde auf dem Vorgebirge Sicier, wo die Aussicht aufs Mittelmeer, Toulon, die Dtschaften bis Marseille und die vielen Schiffe so herrlich ist. Ich begleitete einen Freund, der Seemann war u. ein Gelübde gethan hatte, hieher zu wallen. Während mein Freund vor der Patronin der Seeleute, Maria-Stella, kniete, besichtigte ich die zahllosen Ex-voto, die der Mutter des Erlösers von frommen Matrosen dargebracht wurden. Ein kleines frisch gemaltes Bild fiel mir auf: es stellte einen Matrosen mit einem schönen Bauernmädchen dar, wie beide vor dem Altare getraut wurden. Aus den strahlenden Wolken blühte die Mutter Gottes segnend auf die Glücklichen herab; die Inschrift aber deutete die wunderbare Rettung des Marswächters Silhouette in kurzen Zügen an. — So hatte ich trotz des Schicksals Lüge an jenem Abend dennoch jetzt den Schluß von der Ddyssee unseres Freundes erfahren. — \*\* —

### Die Wirkungen des Aetherdunstes.

Der französische Journalist Granier de Cassagnac, der die narkotisirende Wirkung des Aethers bereits vor 17 Jahren durch Zufall entdeckte und sie seitdem öfter an sich erprobt hat,

bespre  
der M  
siebzeh  
in H  
Geruch  
einer  
ten,  
morph  
mir v  
fere v  
Haf  
ich R  
auf n  
er zit  
urpr  
war  
mich  
te sel  
terdrü  
an Z  
von e  
Wille  
malig  
len se  
ner B  
zuseh  
vollen  
stand  
Ich n  
Art d  
seitde  
rechte  
stand  
leicht  
sich i  
keit i  
äußer  
hande  
den C  
das L  
Luft  
psind  
nere  
Es i  
die V  
ten e  
lich f  
größt  
nisch  
man  
im g  
große  
digke  
nur C  
bens  
oder  
flößt,  
Trun  
stiegt

beschreibt in dem Journal Epoque den Zustand der Narkose auf folgende Weise: Es war etwa siebzehn Jahre, als ich ein Fläschchen Aether in Händen hatte, an das ich, da ich dessen Geruch sehr liebe, häufig roch. Nach ungefähr einer halben Minute mußte ich jedoch inne halten, um mit mir über die sonderbare Metamorphose ins Reine zu kommen, welche mit mir vorging. Es war mir, als ob alles Aeußere verschwände: ich fühlte nicht mehr den Klafon in meiner Hand, bemerkte kaum, daß ich Kleider am Leibe hatte, und der Boden, auf welchem ich stand, schien mir, ohne daß er zitterte, oder weggesunken wäre, doch seine ursprüngliche Realität verloren zu haben. Mir war nicht unangenehm zu Muthe, ich fühlte mich vielmehr innerlich recht glücklich, und konnte selbst ein unwillkürliches Lächeln nicht unterdrücken. Die ersten Phänomene nahmen rasch an Intensität zu, und ich fühlte nach Verlauf von einer Minute, daß ich jeder Kraft, jeder Willensübung unfähig wurde: bei einer nochmaligen Aspiration würde ich sicherlich umgefallen sein. Ich setzte mich nun, war jedoch meiner Besinnung noch so weit mächtig, um einzusehen, daß ich durch ein wenig Aether in nicht vollen zwei Minuten aus meinem Normalzustande in diesen so eigenthümlichen gerathen war. Ich will es versuchen, einen Begriff von dieser Art des Seins zu geben, in welches ich mich seitdem sehr häufig versetzt habe. Da ich kein rechttes Wort dafür weiß, so will ich diesen Zustand Trunkenheit nennen; richtiger dürfte vielleicht die Bezeichnung Verzückung sein, weil man sich in der That aus dem Reiche der Wirklichkeit in das Reich des Idealen versetzt fühlt. Die äußere und materielle Welt ist nicht mehr vorhanden. Wenn man sitzt, fühlt man nicht mehr den Stuhl, und wenn man liegt, nicht mehr das Bett unter sich: man glaubt förmlich in der Luft zu schweben. Während aber das äußere Empfindungsvermögen aufgehoben ist, hat das innere eine unaussprechliche Exaltation erreicht. Es ist, als ob der ganze Körper, insbesondere die Arme u. Beine, von einer Unzahl von Saiten einer Lyra umspannen wären, die gar lieblich klingen, und deren entfernte Musik die der größten Meister so sehr übertrifft, wie ein Rossinisches Meisterwerk das Froschgequäk. Man sieht, man hört, man spricht selbst ganz und gar, wie im gewöhnlichen Zustande, nur fühlt man eine große Abneigung, sich aus der unendlichen Freudigkeit, von der man durchdrungen ist, und die nur Entfremdung von den Gegenständen des Lebens und Geringschätzung derselben, wie bitter oder lieblich man sie auch annehmen mag, einflößt, herausreißen zu lassen. Allerdings ist diese Trunkenheit nur von sehr kurzer Dauer und versiegt in der Regel eben so bald wieder, als sie

eingetreten ist; sie hinterläßt eine Art von Schwere in den Beinen und von Leere in dem Kopfe, aber ohne Schmerzen; sie kann übrigens unbegrenzt verlängert werden, und ich sehe nicht an, zu glauben, daß sie die verführerischste und die allgemeinste von allen Trunkenheiten werden kann. Inzwischen gewann meine Entdeckung bald einen ernstern und praktischen Werth für mich. Ich bin seit länger als zwanzig Jahren einer heftigen Migräne unterworfen. Seit zehn Jahren habe ich sie am 23. eines jeden Monats um 6½ Uhr Morgens bekommen und um 10 Uhr Abends wieder verloren. Da bin ich denn auf den Einfall gekommen, den Aetherdunst einmal gegen meine Migräne zu versuchen. Eines Tages, an dem der Anfall noch heftiger als gewöhnlich war, versetzte ich mich demnach in die vorbeschriebene Trunkenheit, und binnen zwei Minuten war der eiserne Schraubstok, der mir die Schläfe zermalmt, wie weggeblasen ohne daß ich das Gefühl und die Reflexion verloren hatte. Seitdem habe ich, wenn die Migräne mir scharf zusetzte, stets zu meiner Banacee, dem Aether, gegriffen. Ich habe den Aetherdunst als eine Banacee bezeichnet, und will nun noch eine Wirkung von ihm anführen, die vielleicht die allererstaunlichste ist. Die zu New-York, London und Paris mit ihm gemachten Versuche haben seine Eigenschaft, den physischen Schmerz zu unterdrücken bekundet; er hat aber auch die Eigenschaft, in gleichem Grade das moralische Leiden zu heben. Man denke sich den lebhaftesten Kummer, die größte Verzweiflung: ein wenig Aether beseitigt Beides in zwei Minuten ganz u. gar! Dabei ist zu bemerken, daß der Aetherdunst in diesem Falle nicht das Bewußtsein der Ursache des moralischen Leidens aufhebt; nein! er läßt der Seele ihre Gefühle, dem Geiste seine Freiheit, trägt aber Demjenigen, dessen er sich bemächtigt hat, auf eine den wirklichen Dingen so gänzlich unerreichbare Höhe, daß ihm der größte irdische Kummer eben so wenig als die größten Freuden beikommen können. Der durch den Aether geschaffene Zustand hebt die intellektuellen Funktionen nicht auf, er verwischt, unterdrückt nur die materiellen Gegenstände, und macht die Freuden und die Leiden des wirklichen Lebens durch die unvergängliche Seligkeit, in welcher er alle geistigen Eigenschaften ertränkt, völlig gleichgiltig. Leute, welchen in diesem Zustande irgend ein Glied abgenommen wird, fühlen es wohl, daß man mit ihnen etwas vornimmt, finden es aber keiner Beachtung werth. Ich muß übrigens gestehen, daß ich den Zustand von Personen, die man vermittelt des Aethers in eine Art von Schlaf versetzt hat, nur folgerungsweise zu beurtheilen vermag. Ich bin in meinem Experimente nie über den Moment hinausgegangen, in welchem die äußeren Gegenstände

sich verwischen und die Schmerzen aufhören, ohne daß ein sichtlich Schlaf eingetreten wäre. Ich bin immer an der Schwelle der geheimnißvollen Welt, zu welcher ich mich hingezogen fühlte, stehen geblieben, weil ich nicht recht wußte, ob ich daraus heimkehren würde. Die Experimente, welche anderweitig gemacht worden sind, haben mir den Beweis gegeben, daß der Zustand Derjenigen, die ohne Schmerzen operirt worden sind, bis auf etwas mehr Intenstität derselbe gewesen ist, als der, in welchem ich mich selber so oft befunden habe.

### Korrespondenz.

Wien (19. Februar). Vorgestern neun Uhr Abends gaben die auf der Neuthorbastei aufgestellten Kanonen das Zeichen, daß der gartige Wintergast, Monsieur Eisstoß, sich in Bewegung zu setzen gesonnen ist. Das bewegteste Leben entstand in den Gauen der Leopoldstadt, unter den Weißgärbern, der Rosau zc. zc. Alle Gattungen Hausgeräthe wurden von den Erdgeschossen in die Stokwerke gebracht u. die Nutztiere nach der Stadt getrieben. Das Leuchten der Becksaften, das Schreien, Toben und Gedränge der wasserbedrohten Menschen erleuchtete und belebte die rabenfinstere Nacht. Der Eisstoß aber wälzte sich nur bis zur Kettenbrücke fort, allwo er im Angesichte der Stadt stehen blieb. Der Wasserstand ist bedeutend hoch und jede Minuten ist das Ausretren des Wassers zu befürchten. Der Uebergang über die Taborbrücke ist verboten. Von der mittleren wurden zwei Joche weggerissen. Die Verbindung konnte man nur durch die Eisenbahnbrücke unterhalten, welche jedoch den 18. d. M. dem Eisstoße zum Opfer fiel und die böhmischen Reisenden können nur bis Florisdorf mittelst Dampfs transportirt werden. Die gehegten Besorgnisse, wegen einer Ueberfluthung, sind theilweise realisirt worden. Die Adergasse, in der Leopoldstadt, waren bis elf Uhr derart überschwemmt, daß man mit Kähnen herumfahren mußte. Der Eisstoß schob sich bis zur Ferdinandsbrücke vor. Die Wassergefahr ist noch immer nicht vorüber. Wenn die getroffenen Anstalten das Ausretren des Wassers verhüten könnten, so wäre nichts zu befürchten, denn diese sind vortrefflich; aber das Wasser kennt keine Grenzen und fürchtet sich vor keinem Gesetze!!! — Die sehulichst erwartete, ganz Wien in größte Spannung versetzende „Vielka“ von Meyerbeer, wurde am 18. d. M. glücklich vom Stappel gelassen. Das Haus war eine halbe Stunde nach der Kassaeröffnung (4 Uhr) derart voll, daß keine Karten mehr ausgegeben wurden. Die Oper fand eine beifällige Aufnahme, ohne jedoch einen Enthusiasmus zu erwecken. Der

erste Akt ist schwach, der zweite besser, aber sehr spektakulös und der dritte, bis auf das Flötenslied der Dem. Lind, dem ersten Akte gleichkommend. Die Lind hat herrlich gesüßt. Die Ausstattung ist prachtvoll. Es folgt eine ausführlichere Beurtheilung dieser Oper, sobald sich etwas von den Mühen des vergangenen Abends erholt hat Ihr vom Hören, Sehen und Stehen ganz zu Grunde gerichteter

(E. Norbert \*).

### Theater- und Musikzeitung.

Wien, 19. Febr. (Meyerbeer's „Vielka.“) Gestern Abend schlug Bokorny im Theater an der Wien seine Waterloo Schlacht, und — die Schlacht ist verloren. Damals entschieden die Preußen den Sieg, heute — die Niederlage, und es ist traurig, daß Meyerbeer, der große, geniale Kompositur des „Robert“ u. der „Hugenotten“, hier in Wien wo man ihn so begeistert aufgenommen, so sehr gefeiert hatte, in eben demselben Wien seine Niederlage finden mußte. Der Anblick, den das Theater gestern bot, war ein außerordentlicher. Alles, was Wien an hervorragenden Größen der Geburt, des Reichthumes und des Geistes nur immer aufweisen kann, die Elite der Damenwelt, war hier versammelt, und von 12 Uhr an drängte sich bereits das Publikum in dichten Massen an die Eingänge des Theaters, welches auch in seinen Gallerien bereits um 3/4 Uhr gefüllt war. Der Zurang und Anbot um Sperrsitze ging in's „Norme“, man bot für 2 Sperrsitze 100—150 Gulden C.M. und einzelne Sitze wurden mit 40—50 fl. C.M. verkauft, mir selbst bot man für meinen Sitz nicht weniger als 35 fl. C.M. Das Publikum an diesem Abend zu betrachten war äußerst interessant, — vor dem Anfange die ungewöhnlichste Spannung, und während der Oper ein immer mehr und mehr Erkalten des Interesses, es war, als wenn erkältender Hauch durch die Räume zöge. Meyerbeer wurde bei seinem Einritte in's Orchester mit einem nicht endenwollenden Jubel und Zuruf empfangen, man fühlte es, das Publikum Wiens wollte den größten Komponisten der Gegenwart würdig ehren. Die Ouverture gefiel, ohne aber zur Wiederholung verlangt zu werden, der erste Akt ging fast spurlos vorüber, obgleich er manche hübsche Stellen hat, der zweite Akt mit seinem Getrommel, Gepeife, mit dem Kanonentrasseln u. Pferdegetrappel machte den unerquicklichen Eindruck eines Ausstattungsstückes, und erst im dritten Akte, wo ein wunderschönes Flöt-

\*) Man vergleiche hier den nachfolgenden Wiener Theaterbericht eines andern Korrespondenten. Ein dritter Bericht im nächsten Blatt.

tentrio von Nach dem vom Thea ten, gelan organistren lich nicht, Man rief steller, me te es am diese Oper wöchentlich Geldopfer und jede C.M. — ging aus aber man nicht die Darstellun sembles v welche wi trefflich. I nirgends gen; das lange er se in dieser e eingehen, lungen de einbringen seinem „P diesem G nicht, vor lung weg sollte er s der Verge stigen Jour Publikum

Ronst venmarkter Reichsrath schloß der lungen üb schaffung von Konst Abgabe v märkten v sei, ja da bestehen d ple“ theilt dern des s fung der s Beibehaltu Theil an v sichts, daß der Zeit e auf eine Verzicht I

tentrio vorkommt, wurde das Publikum warm. Nach dem zweiten Akte, auf welchen die Leute vom Theater an der Wien so viel gerechnet hatten, gelang es nur der Claque den Beifall zu organisiren, denn das Publikum wußte eigentlich nicht, was es aus der Sache machen sollte. Man rief nun Meyerbeer, man rief die Darsteller, man rief Pokorny — der Mann verdiente es am Meisten, denn er hat sich geopfert, um diese Oper den Wienern vorzuführen. Nach achtwöchentlichen Proben, nach solchen Mühen u. Geldopfern — jede Probe kostete ungefähr 300 fl. und jede Vorstellung kömmt auf fast 2000 fl. C.M. — nun diesen zweifelhaften Erfolg! Man ging aus dem Theater und war unbefriedigt, aber man ist gerecht genug, es nicht Pokorny, nicht die Mitglieder fühlen zu lassen, denn die Darstellung war in den Solopartien und Ensembles vorzüglich, im Chore und Orchester, welche wieder bedeutend verstärkt waren, vorzüglich. Ich bin fest überzeugt, Meyerbeer wird nirgends eine solche Darstellung zusammenbringen; das Theater trifft also keine Schuld. So lange er selbst dirigiren wird, so lange die Lind in dieser Oper singen wird, werden Leute hinzugehen, aber können diese geringen Vorstellungen dem Direktor seine Kosten, sein Risiko einbringen? Meyerbeer hat sehr unrecht, nach seinem „Robert“ und seinen „Hugenotten“ mit diesem Gelegenheitstück, denn mehr ist es nicht, vorzutreten, denn wenn er seiner Stellung wegen in Berlin es schreiben mußte, so sollte er seines Ruhmes wegen diese Oper (?) der Vergessenheit anheimfallen lassen. Die hiesigen Journale werden freilich loben, aber das Publikum — — —

8.

### Mignon - Zeitung.

Konstantinopel. (Abschaffung des Sklavenmarktes.) In der Versammlung des obersten Reichsrathes, die am 16. Jan. stattfand, beschloß der Sultan, bei Gelegenheit der Verhandlungen über die nächstens durchzuführende Abschaffung der Stiffab-Steuer (der Stadtmauth von Konstantinopel), daß mit dieser auch die Abgabe von den auf den öffentlichen Sklavenmärkten verkauften Sklaven fortan aufgehoben sei, ja daß dieser Sklavenmarkt selbst nicht mehr bestehen dürfe. Das „Journal de Konstantinople“ theilt das Nähere mit. Unter den Mitgliedern des Rathes stimmten einige für Abschaffung der Abgabe von den Sklaven, andere für Beibehaltung derselben. Se. Hoheit nahmen nun Theil an der Diskussion und äußerten die Ansicht, daß der Staat angemessen und den Ideen der Zeit entsprechend handeln würde, wenn er auf eine solche Einnahmequelle ganz und gar Verzicht leisten wollte. Se. Hoheit fügte auch

noch hinzu, daß die Abschaffung des Sklavenmarktes ihm als eine gerechte und nothwendige Maßregel erscheine, daß abgesehen von der Immoralität eines solchen Marktes, wo Männer, Weiber und Kinder öffentlich wie Lastthiere zum Verkauf ausgestellt werden, dieser Markt auch ein Züchtigungsort für die Sklaven sei, die ihren Herren irgend einen Anlaß zur Beschwerde gegeben haben; daß man ihnen häufig, nachdem man sie mit Ketten belastet, grausame Züchtigungen zufüge und daß dergleichen Mißbräuche, die täglich wiederkehren, nicht länger geduldet werden dürften. Diese von dem Sultan mit Edelmuth und in Worten, die das Gepräge eines tiefen Gefühls von Menschlichkeit trugen, ausgesprochene Ansicht wurde von dem Rathe getheilt, der sich beeiferte, dieser Maßregel beizustimmen, und sämtliche Mitglieder entschieden sich einhellig für die Aufhebung der Steuer vom Sklavenverkauf und für die Abschaffung des öffentlichen Sklavenmarktes.

Hamburg. (Die Kunst, Geld zu machen.) „Frau, es hilft nichts, ich muß sterben.“ — „Ja, Christian, wenn du meinst, ich glaube, es ist noch das Beste.“ Dieses eigenthümliche Zwiegespräch hielt, seine Weise ruhig rauchend, der ehemalige Dirigent, Direktor und Eigenthümer des Polichinell-Theaters vor dem Millerthor in Hamburg, während des Winters mit seiner liebwerthesten Ehehälfte. Besagter Theaterunternehmer, der im Winter für seine klassische Bühne, ihrer lustigen Konstruktion wegen, kein Publikum fand, hatte nämlich, als einst sein Waizen blühte, d. h., in jener glücklichen Zeit, wo die Theaterdirektoren noch reiche Leute wurden, den vernünftigen Einfall gehabt, sich in eine Todtenlade einzukaufen. Seit jener glücklichen Vergangenheit, und besonders, seitdem er durch Eröffnung des Thaliatheaters einen gefährlichen Konkurrenten erhielt, kam der gute Mann mehr und mehr zurück, und diese Geldklemme steigerte sich im Winter aufs Höchste. Der Mann schlug alle möglichen Wege ein, Geld zu bekommen, umsonst; endlich kam er auf den Einfall zu sterben, um dadurch die Beerdigungsgelühren zu erhalten. Er wird mit Kreide gemalt in sein Bett gelegt und unter das Bett ein halbvermoderter Hund gesteckt. Der Leichenbote kommt, weinend empfängt ihn die Frau und deutet in sprachlosem Schmerz auf die Kammerthür. Der Leichenbote öffnet, aber entsetzt ob des vermeintlichen Leichengeruchs, schließt er schnell die Thür, in die Worte ausbrechend: „Der ist gewiß todt.“ Er zahlt hierauf die festgestellten Beerdigungskosten aus, und entfernt sich, die Wittve tröstend. Kaum ist er fort, steht unser Freund auf, wäscht sich die Kreide aus dem Gesicht, und froh, auf so geniale Weise Geld gemacht zu haben, läßt er sich ei-

nen guten Doppelfümmel holen, um sich für die gehaltenen Leiden zu entschädigen. Der Leser kann sich denken, daß der Betrug nur zu bald herauskam. Vor Gericht zitiert, erklärt jedoch der komische Mann: „Er hätte doch über kurz oder lang sterben müssen, und es blieb sich mithin gleich, ob die Todtenlade jetzt oder später Zahlung leiste.“ Richter und Kläger lachten, und der Polichinell-Direktor ging frei aus.

Frankfurt. Die Hoffnung, daß wir die Plagen dieses langen, strengen Winters nun glücklich überstanden haben würden, war leider voreilig. Abermals hat sich eine vollkommen winterliche Witterung eingestellt; starke Schneefälle, die seit drei Tagen stattgefunden u. heute ununterbrochen fortwähren, haben die Gegend mit einer bereits mehr als schuhhohen Hülle überdeckt. Die Schifffahrt ist aufs Neue unterbrochen; Rhein und Main treiben dichte Massen Eiskollen; gestern (10. Febr.) hat die Schiffbrücke bei Mainz abermals abgeführt werden müssen. Der größeren Regsamkeit, welche sich kaum erst im Handelsverkehre zu zeigen wieder angefangen hatte, ist die frühere Stokung gefolgt, welche für so Viele gerade der ärmeren Klassen eine völlige Beschäftigungslosigkeit nach sich zieht. Der Postenlauf ist abermals stark verzögert, in mehreren Richtungen, namentlich auf der bayerischen und der sächsischen Route, um fast vierundzwanzig Stunden; die Leipziger Postdiligence mußte vor einigen Tagen in der Gegend jenseits Eisenach auf die Zurücklegung einer etwa fünf Stunden langen Wegstrecke, einer ungeheuren Schneemasse wegen, welche die Kommunikation hemmte, siebenzehn Stunden verwenden. Zur Linderung des Nothstandes der Armen und insbesondere der verschämten Hausarmen, welche den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten nicht zur Last fallen mögen, werden hier unablässig in jeder Weise große Opfer von der Mildethätigkeit unserer Bürgerschaft gebracht.

**Etwas von Allem.** (Neue Nordpolexpedition.) Laut englischen Blättern hat der berühmte Nordpolreisende Sir J. Ross in einem Briefe an die astronomische Gesellschaft deren Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß bisher alle Versuche sowohl zur Messung eines Bogens des Meridians auf Spitzbergen, als auch zur Erreichung des Nordpols hauptsächlich deshalb mißlungen, weil man den Sommer dazu gewählt, während die Monate April und Mai die einzige dazu geeignete Jahreszeit seien. Daher hat er der Admiralität den Vorschlag gemacht, zur Erreichung dieser beiden so viel gewünschten Zwecke in Spitzbergen zu überwintern und dort seine Offiziere und Mannschaft unter Leitung des Sohnes vom Professor Schuhmacher zu verwenden, um dann zur geeigneten Jah-

reszeit auf von schwedischen Pferden gezogenen Schlitten nach dem Nordpol sich zu begeben.

\*\* Der „Schwäbische Merkur“ meldet aus Ulm vom 12. Febr., daß durch die in den letzten Tagen gefallenen Schneemassen fast alle regelmäßige Verbindung aufgehört habe; in Albeck (Nürnberger Straße) lagen zu der Zeit 12 bis 15 Frachtwagen, welche zuwarten müssen, bis durch die ungeheuern Schneemassen Bahn gebrochen ist, womit Hunderte von Arbeitern beschäftigt sind. Auf den Vicinalstraßen ist trotz der angestrengten Bemühungen der Ortsobrigkeiten ein Durchkommen kaum möglich.

\*\* Am 26. Jan. feierte der Gründer der Wasserheilkunde, Priesnitz in Gräfenberg, die Vermählung seiner ältesten Tochter mit einem reichen ungar. Gutsbesitzer, Herrn v. Ujhazy. Am folgenden Tage, nachdem das neuvermählte Paar bereits abgereist war, wurde Priesnitz, den der Schmerz der Trennung tief ergriffen hatte, von einem mit heftigen Krämpfen verbundenen Schlaganfall betroffen, welcher tödtlich zu werden drohte. Indes wandten sofort mehrere sachkundige Kurgäste die Wasserkur an, die ihn denn auch wieder zum Leben brachte und in einigen Tagen herstellte. Die Kurgäste feierten seine Genesung durch ein Hochamt und einen Ball.

\*\* Die hohen Eintrittspreise im Berliner Opernhause haben auch folgende „Eingefandts“ in der „Bösischen Zeitung“ hervorgerufen:

„Sonst und Jetzt.“

Sonst gab es Sonntag Cortez, Dienstag Feensee, Und Freitags Stimme. Jetzt noch mehr? — Ach ne. Sonst für den Gulden einen Platz ganz ungestört; — Jetzt auf Zweithalersitz man selten Opern hört. Blondamer.

Was red't man viel darüber! mit Unrecht. Jetzt kommen doch nur Kunstkenner hinein, Wohlstand und Bildung, die was verstehen von Geschmack und Talent! Wer will denn bloß sehen? Gesehen werden gilt mehr, wie man bezahlen kann den hohen Preis, zu applaudiren die Kunst! Und sind einige Händler da, — laßt doch die Leutchen was verdienen mit Billets.

Oesiadus.

\*\* Man liest im Wanderer: „Die Kunstreitergesellschaft Lejars und Cuzent will sich im Frühjahr in Wien produziren. Wir glauben, die schönen Tage von Aranjuez dürfen vorüber sein. Keinesfalls wird das Benefiz der Lejars hier 33,000 Francs tragen wie in St. Petersburg.“

\*\* In der „Engel-Apothek“ am Hof in Wien werden seit Kurzem „Aethereinatmungsapparate“ verkauft, jedoch nur auf Anweisung von Aerzten und zum Gebrauch für dieselben.

\*\* Französische Blätter melden daß zu Tahiti im 80sten Jahre erfolgte Ableben des letzten Mitgliedes der Familie Moturu, welche da-

durch ein  
ste die er  
viele auf  
Jahr 176  
damals  
Ereigniss  
schiedene  
Geschwist  
ßer Sorg

\*\*  
Werkchen  
J. 1847  
Der Ver  
sterreichs

\*\*  
ben dort  
Aufführun  
ten Ank  
Alt keine  
ge auch  
die nicht  
war, daß  
det man  
gewählt,  
als daß  
Dagegen  
Breslau

\*\*  
nicht un  
dem Mu  
„Vorlesu  
geworden  
Selanden  
terbom,  
zu aufge  
schichte.  
kum zu r  
höheren

\*\*  
„Böff. Z  
welche die  
nutzen, u  
fen Glied  
sam, daß  
gewöhnli  
ausgießt,  
erfüllt wi  
standen i  
Lichte ein  
Stelle erf  
die sich d

† Ein  
aber sehr  
Hochzeit  
nach der  
immer get  
rathet, w

durch eine Art Berühmtheit erlangt hat, daß sie die erste war, die dem Admiral Bougainville auf seiner Entdeckungsreise in Ozeanien im Jahr 1768 Gastfreundschaft erwies. Noturu war damals nur zwei Jahre alt, hatte aber dieses Ereignisses stets mit Vorliebe gedacht und verschiedene Gegenstände, welche seinen Eltern und Geschwistern geschenkt worden waren, mit großer Sorgfalt aufbewahrt.

\* \* In Wien ist kürzlich ein interessantes Werkchen erschienen: „Kalender für Blinde vom J. 1847—1890“ mit erhabener Schrift gedruckt. Der Verf. ist der um die Blindeninstitute Oesterreichs so wohlverdiente Hr. N. Dolezalek.

\* \* Wie man uns aus Breslau schreibt, haben dort Laube's „Karlschüler“ bei der ersten Aufführung (am 1. Febr.) nicht den erwarteten Anklang, selbst der vielbesprochene vierte Akt keinen entschiedenen Beifall gefunden. Möge auch die Darstellung der Rolle Schiller's, die nicht den geschicktesten Händen anvertraut war, dazu Manches beigetragen haben, so sündet man doch auch das Süsset, obgleich glücklich gewählt, nicht durchgreifend genug behandelt, als daß es ein tieferes Interesse erregen könnte. Dagegen habe Guckow mit seinem „Acosta“ in Breslau glänzende Triumphe gefeiert.

\* \* Die „deutsche allg. Ztg.“ enthält einige nicht uninteressante literarische Neuigkeiten. Nach dem Muster Berlin's sind auch in Stockholm „Vorlesungen für sogenannte Gebildete“ Mode geworden; unter andern lesen Wahlberg und Selander über Botanik und Astronomie u. A. terhom, vom König und dem Kronprinzen dazu aufgefordert, über schwedische Literaturgeschichte. Auch hier besteht das zuhörende Publikum zu nicht unbedeutendem Theil aus Frauen höheren Standes.

\* \* Professor Runge in Berlin macht in der „Voss. Ztg.“ zur Warnung für alle diejenigen, welche die Aethertrunkenheit als ein Mittel benutzen, um Leidenbe schmerzlos von ihren kranken Gliedmaßen zu befreien, darauf aufmerksam, daß, wenn man in einem Zimmer von gewöhnlicher Größe etwa  $\frac{1}{4}$  Pfund Schwefeläther ausgießt, das ganze Zimmer mit Aetherdunst erfüllt wird und nun eine Art Knall-Luft entstanden ist. Wer also mit einem brennenden Lichte ein solches Zimmer betritt, kann auf der Stelle erschlagen werden, eben so die Andern, die sich darin befinden.

### Willen und Bonbons.

† Ein Mädchen heirathete einen kränklichen aber sehr reichen Wittwer; acht Tage nach der Hochzeit wurde sie mißvergnügt; als man sie nach der Ursache fragte, sagte sie: „Ich habe immer gehört, wenn man einen Professor heirathet, wird man Professorin, wenn man einen

Doktor heirathet, wird man Doktorin, darum glaubte ich, wenn ich einen Wittwer heirathe, würde ich Wittwe werden, und nun habe ich mich so bitter getäuscht.“

† Ein Spizbube wurde vor das Kriminalgericht geführt, und dort zur Eröffnung der Untersuchung nach Namen, Stand und Gewerbe gefragt. Auf die Antwort, er sei Schauspieler, fragte ihn Inquirent, ob er nicht auch andere Gewerbe treibe. „Ja, ich bin auch Handschuhmacher.“ — „Und was noch?“ — „Ich sammle Subskribenten.“ — „Das ist doch noch nicht Alles, nur heraus damit, was sind Sie noch?“ — „Mein Gott, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen; so nebenbei bin auch noch ein Bißchen Dieb.“

### Lokal-Beitrag.

#### Theater.

Nationaltheater. Am 22. d. M. traten im „Dom Sebastian“ die H. Beck und Wangel als Gäste auf. Ersterer (Camoens) war Anfangs sichtlich besangen, gewann aber durch seine klangvolle frische Stimme das Publikum bald für sich und erntete viel Beifall. Ebenso Hr. Wangel (Abayaldos), obwol er seine Stimme dem kleineren Raum dieses Theaters noch nicht anzumessen wußte, weshalb sein Gesang forcirt schien. Ueber Hrn. Beck wollen wir in einer anderen Parthie, wo er weniger den Schauspieler mit dem Sänger vereinigen muß, ausführlicher sprechen. 5.

#### Lokalbemerker.

— Das löbliche Bürger-Militär-Offiziercorps in Ofen hat in der neulich, unter dem Vorsitz ihres Obristen, gehaltenen Versammlung beschloffen, zum Andenken der höchst erfreulichen Ernennung des Erzherzogs Stephan zum Statthalter von Ungarn, ein lebendiges Denkmal zu errichten, nämlich durch die Gründung eines Waisenhauses, das unter das Protektorat S. k. f. Hoheit des Erzherzogs Stephan gestellt werden soll. Sogleich nach diesem erfreulichen, mit Jubel aufgenommenen Beschlusse wurde eine Subskription eingeleitet, welche auf der Stelle 1000 fl. C. M. ergab; andere 1000 fl. C. M. wurden auch bereits von andern Mitgliedern der uniformirten Bürger gezeichnet, wovon auch ein großer Theil baar erlegt u. in der Sparkassa untergebracht wurde. Ein in der Christinenstadt befindliches städt. Haus sammt Garten, im Werthe von 10,000 C. M., soll dieser neuen Anstalt gewidmet werden. So wirken die Diner Bürger im Stillen Gutes und Nützliches. Mögen sie den Dank ihrer Mitmenschen dafür ernten! 5.

— Nach Angabe ungarischer Blätter wäre im Nationaltheater seit dem Brande des deutschen Theaters eher ein verminderter, als ein vermehrter Besuch zu bemerken. Man sieht also, daß das Bestehen eines großen deutschen Theaters, das ungarische nicht beeinträchtigen könne. Jedes hat sein eigenes Publikum. 4.

— Die zum Besten der verunglückten deutschen Theater-Mitglieder am Faschingdienstag in der Mittagsstunde veranstaltete Vorstellung des „Szökörtakatona“ war sehr schlecht besucht. Der „Honderü“

meint sehr richtig, daß man den Zweck, der kein anderer, als die Unterstützung der brodblosen Künstler ist, viel eher erreichen würde, wenn man ihnen eine Abendvorstellung widmete, die ausgiebiger ist, als drei Vormittagsvorstellungen und — da man schon einmal helfen will — kein bereits aller Zugkraft bares Stück aufführe, wie der sonst recht wackere, aber nunmehr schon invalide „Deserteur.“ 5.

— Ueber den Beschluß der hohen Statthalterei in Angelegenheit des Interimstheater's, ist hier noch nichts Authentisches bekannt, obwohl es allgemein heißt, daß Hr. v. Forst die nachgesuchte Erlaubniß zum Bau erhalten werde. Doch ist selbst dies — wie gesagt — nicht authentisch. — Was müssen also jene Bedingungen sein, die ein hiesiges Blatt mit solcher Suffisance für authentisch ausgibt? 5.

— In den hiesigen Elementarschulen nehmen gegenwärtig 5—6000 Kinder, beiderlei Geschlechts, an dem Unterrichte Theil.

— Die H. Jurena und Heybl, welche bei der Probefahrt des Dampfbootes „Metternich“ von London aus durch das mittelländische u. schwarze Meer in die Donau Theil nehmen sollen, sind — nach dem „Hond.“ — bereits nach Wien abgereist, wo sie über ihre Reise nähere Auskunft erhalten. 5.

— Ein Herr aus dem Lande, welcher auf ein ungarisches Journal seit dem Bestehen desselben pränumerirt, ersuchte kürzlich die Redaktion jenes Blattes in einem Schreiben: „Sie möchte — da er schon alt sei und schlechte Augen habe — wenigstens sein Exemplar mit größeren Lettern drucken lassen. Nicht sehr schmeichelhaft, für jenes Journal, wenn ein langjähriger Leser desselben noch so naiv reden kann! — 5.

— In einem deutschen Journale — schreibt der „Hond.“ — lasen wir dieser Tage: „In der Stadt X. erschoss sich ein lediger Kammerdiener aus Liebesgram.“ Tags darauf erschien folgende Berichtigung: „Die gestrige Notiz über einen Selbstmord ist dahin zu berichtigen, daß der Mord nicht in X, sondern in Y. geschah, daß das betreffende Individuum nicht ledig, sondern verheirathet, kein Kammerdiener, sondern ein Leibhußar, nicht aus Liebesgram, sondern Schulden halber und sich nicht erschoss, sondern erhängt!“ — Ei, wie malitios, Herr Kollege! Doch — krazte sich, wen's juht! 5.

— Die Armuth des Sanitäts-Personals in der Christinen-Vorstadt in Ofen muß doch groß sein! Da unlängst ein Arzt den dort etablirten Wundarzt zum Aufsetzen einiger trockener Schröpsköpfe zu einem schweren Kranken rufen ließ, u. der diese Operation zu unternehmen sich mit den Worten weigerte, keinen berartigen Apparat zu besitzen; so mußte der trostlose Patient sammt dem Arzte, die Beide ein großes Vertrauen in dieses oft herrlich wirkende Mittel setzten, absteigen, aus dem Grunde, weil leider keine zweite Offizin sich in der Nähe befand und Periculum in mora war. r.

— Der junge vaterländische Bildhauer Alexy hat sich dahin erklärt, daß auch er unter den um die Anfertigung des Josephs-Denkmal's konkurirenden Künstlern auftreten werde und stellte zugleich den

Antrag, das Modell der von ihm anzufertigenden Statue auf eigene Kosten herzustellen; für den Fall aber, daß sein Entwurf nicht acceptirt würde, durchaus keinen Kostenersatz zu fordern. 5.

— Die Krankheit des hochverehrten Patriarchen Labis. v. Pyrker — schreibt man aus Erlau — wird mit jedem Tage bedenklicher; — der greise Seelenhirt hat bereits die letzten Sacramente genommen. „So müßt ihr denn sein, ihr immer offenen Gräber?“ — 5.

— Ueber die Preiserhöhung im Nationaltheater bringt der „Hirado“ einen recht gut geschriebenen Artikel, worin er vor Allem wünscht, die Direktion möge die zu hoffenden Verbesserungen namentlich ausführen, obwohl das genannte Blatt mit der Erhöhung noch immer nicht einverstanden ist. Wir sind der Meinung, daß das Nationaltheater für die (hauptsächlich kurze) Zeit, wo Pesth nur ein Theater hat, gut fahren werde, aber dann?! — 5.

— Man ist begierig, ob gewisse Organe, die sich für die amtlichen Untersuchungen über die Feuergefährlichkeit des Heizapparates im deutschen Theater, so sehr interessirten, nicht auch das Resultat derselben, aber der Wahrheit gemäß, bekannt machen werden. 4.

— Der Wanderer macht folgenden seltsamen Vorschlag: „Da das k. k. priv. Theater in der Josephstadt so eben zu verkaufen oder zu verpachten ist, so wäre es von Hrn. Direktor Forst, dessen Kontrakt, wie es heißt, in Pesth durch den verhängnißvollen Theaterbrand für aufgelöst erklärt wurde, gewiß keine unglückliche Spekulation, wenn er dasselbe pachten und mit seiner sämmtlichen Gesellschaft nach Wien übersiedeln würde. — Hr. Forst wäre vielleicht auch der Mann dazu, der mit den übrigen Theatern Wiens eine Konkurrenz aushalten könnte, denn er ist ein ausgezeichnete Schauspielere und zugleich auch ein thätiger und sachkundiger Direktor. (Aber was sollen die Pesther Deutschen thun? Sollen sie so lange ein Theater entbehren.)“

— Die Gesellschaft der Bannotenmacher ist größer, als man Anfangs glaubte; die Zahl der Verhafteten soll sich schon über 12 belaufen. Man hat auch bereits in Waizen einige Mitglieder eingezogen.

### Beilage.

Der Brand des deutschen Theaters in Pesth.

(Am 2. Februar 1847.)

Wir liefern heute eine an Ort und Stelle aufgenommene getreue Ansicht dieses furchtbaren Brandes, der nicht nur hier, sondern überall so bedeutende Sensation und Theilnahme erregte.

— Besondere Abdrücke von dieser Ansicht sind in den Kunsthandlungen der H. Treichlinger und Joseph Wagner in Pesth, so wie im Redaktionsbureau des Spiegels in Ofen (nächt der Schiffbrücke) das Exemplar à 10 fr. G. W. zu haben.

Den ganzen dafür eingehenden Betrag bestimmen wir zu Gunsten der Pesther deutschen Theatergesellschaft.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. W. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nr. 77, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandl. der H. G. Miller, J. Wagner u. Treichlinger, u. in J. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servittemplatz) in Pesth u. allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.



Redat

1847



Strafe un  
ein Zug  
mengeschn  
naft, mi  
der Verwo  
ren die zu  
nach Calif  
sagte kein  
sein Gesicht  
sem Auger  
schaft ben  
reits unter  
te, daß mi  
ne Freund  
Schooner

\*) Das f  
der Re  
ten Re  
nomme  
Fahrt  
Juli d  
de mit  
nia“ g  
merikan  
anlegen  
Anfang